

Przemysław SZNURKOWSKI
(Akademia im. Jana Długosza w Częstochowie)

DER BLICK IN EINE VERSCHLOSSENE WELT

Gespräch mit der israelisch-deutschen Schriftstellerin Lea
Fleischmann



copyright © by Przemysław Sznurkowski

Frau Fleischmann, erlauben Sie, dass wir unser Gespräch mit dem Schicksal Ihrer Eltern beginnen, deren Wurzeln in Ost- und Mitteleuropa liegen. Ihr Vater, Leon Fleischmann, stammte aus Tarnopol in Ost-Galizien und Ihre Mutter, Franja, wurde 1919 in Żarki, in der Nähe von Tschenschow in Po-

len geboren, wo es vor dem Krieg eine ziemlich große jüdische Gemeinde gab. Sie war also 20 Jahre alt, als der Krieg ausgebrochen war. Wie hat sie diese schreckliche Zeit überlebt? Lebte sie zu dieser Zeit in Żarki?

Meine Mutter ist in Żarki geboren und hat in Tschenstochau in einer Bäckerei gearbeitet. Sie hatte 11 Geschwister. Das ist aber auch schon fast alles, was ich weiß. Über das Vorkriegsleben und die Zeit während des Krieges haben meine Eltern mit uns Kindern nicht gesprochen. Als Kind und Jugendliche habe ich sie auch nicht gefragt. Als ich so alt war, dass ich gefragt hätte, lebten meine Eltern nicht mehr. Erst vor kurzem habe ich mich mit dem Landesentschädigungsamt in München in Verbindung gesetzt und gebeten, dass dort die Akte meiner Mutter herausgesucht wird. Ich plane im Sommer nach München zu fahren und die Akte einzusehen und bin wirklich gespannt, was ich dort finden werde.

Waren Sie vielleicht schon dort, also in den Orten, wo Ihre Eltern vor dem Krieg gelebt hatten?

Vor einigen Jahren war ich beim jüdischen Festival in Krakau und habe an einem Tag auch Żarki und Tschenstochau besucht. Ich war auch im Standesamt in Żarki und habe Einträge von den Verwandten meiner Mutter gesehen, aber bis jetzt habe ich mich nicht eingehend mit meiner Familiengeschichte befasst. Das ist ein Kapitel in meiner Biografie, das ich nicht bearbeitet habe. Warum? Das weiß ich nicht.

Ihre Eltern sprachen nicht gern über ihre Vergangenheit und über die Geschichten der anderen Familienmitglieder. Sie haben geschrieben, dass diese Sprachlosigkeit typisch für viele jüdische Familien in der Nachkriegszeit gewesen sei. Woraus resultierte diese Sprachlosigkeit?

Die Überlebenden wollten ihre Kinder schonen und sie nicht mit den Familiengeschichten belasten. Jede Erzählung über ein Familienmitglied hätte gleich die Frage nach sich gezogen: „Was ist mit ihm oder ihr passiert?“ Die Eltern gingen wahrscheinlich auch davon aus, dass die Kinder ohnehin nicht verstehen können, was geschehen war, denn wir lebten in einer völlig anderen Zeit. Zum anderen galt das Schweigen dem eigenen Selbstschutz. Indem man nicht über die Toten spricht, sind sie nicht dauernd gegenwärtig. Ihr Schicksal gleitet in die Tiefen des Bewusstseins ab und sie verstören nicht den Alltag. Es sind ja nicht einzelne, ältere Leute gestorben, wie eine Oma oder ein Opa, sondern die ganze Familie ist umgebracht worden. Dieser Ungeheuerlichkeit konnten viele Überlebende nur mit Schweigen begegnen.

Ihre Eltern haben sich entschieden – trotz des Traumas, des Misstrauens und der Angst, in Deutschland zu bleiben, also im Land der Täter. Sie fügten sich dem Schicksal und gerieten in ein Lager für Displaced Persons. Wie haben sie diese Entscheidung motiviert?

Ich glaube nicht, dass meine Eltern etwas entschieden haben – ganz im Gegenteil – sie haben gar nichts entschieden. Sie blieben einfach da, wo sie waren, denn sie hatten nicht die Kraft und Initiative auszuwandern. In den DP-Lagern wurden sie von der Flüchtlingsorganisation der UN versorgt, später wurde ihnen eine Wohnung in Frankfurt am Main zugewiesen und sie erhielten Sozialhilfe. Das reichte zum Leben und zum Aufbau einer neuen Familie. In Frankfurt wohnten die Überlebenden aus dem DP-Lager Föhrenwald in zwei vierstöckigen Wohnblocks in der Waldschmidtstraße und bildeten sozusagen ein Mini-DP-Lager. Gesellschaftlich suchten sie keine Kontakte zur deutschen Bevölkerung. Das bedeutet, sie lebten in Deutschland, aber sie wollten mit den Deutschen nichts zu tun haben. Sie sprachen Jiddisch untereinander, feierten die jüdischen Feste und bildeten eine jüdische Enklave inmitten von Frankfurt am Main.

Sie wurden 1947 in dem DP-Lager in Ulm geboren und bald mit Ihren Eltern in einen anderen DP-Lager verlegt, nach Föhrenwald in Bayern, wo Sie bis 1957 lebten, bevor Sie nach Frankfurt am Main umgesiedelt wurden. In Ihren Kindheitserinnerungen bestand Ihre Welt – wie Sie schreiben – „aus zwei Sorten von Menschen. Aus Juden und Nazis. Die Juden kannte ich, die Nazis kannte ich auch. Aus Hunderten von Erzählungen, aus jedem jüdischen Schicksal. Deutsch und Nazi waren damals für mich austauschbare Begriffe“. Diese Vorstellung haben Sie aber als ein kleines Mädchen revidiert, als Sie Ihre Kindergärtnerin aus Föhrenwald kennengelernt haben. Sie war eine aufgeschlossene und freundliche Person, die zum Bild der schrecklichen Deutschen eigentlich nicht passte. Seit jener Zeit plagte Sie deswegen die Frage: „Wie kommt es, dass dieses nette und freundliche deutsche Volk zu einem bestialischen Völkermord fähig war?“

Zunächst ist diese Frage einem Kind noch nicht bewusst. Als Kind merkt man, es stimmt irgendetwas nicht. Es gibt ein familiäres Deutschlandbild, das so ganz anders ist als das Deutschlandbild, das man außerhalb der Familie wahrnimmt. Ich ging in Frankfurt am Main in eine deutsche Schule und hatte nette Lehrer und Mitschüler. Und auch die Menschen, die ich auf der Straße sah oder in den Läden, in denen man einkaufte – sie waren meistens freundlich und ganz normal. Aber der Holocaust war gegenwärtig, wie eine dunkle Wolke schwebte er über den Alltag im Elternhaus und in der Waldschmidtstraße in Frankfurt. Ich hatte keine Großeltern und keine Verwandten und wir Kinder wussten, dass die Deutschen sie vergast haben. In den Gesprächen der Erwachsenen fielen Begriffe wie KZ, SS, Nazis, Vergasungen und als Jugendliche las ich auch Bücher wie z.B. „Der SS-Staat“ von Eugen Kogon. Je älter ich wurde, desto brennender wurde die Frage, eine Frage, auf die ich keine Antwort fand.

Ihre Eltern waren mit dem jüdischen Gesetz, der Thora, von Kindheit an vertraut. Vor dem Krieg feierten sie die jüdischen Feste und den Schabbat, beteten auf Hebräisch und sprachen im Alltag Jiddisch. Die Katastrophe des

Zweiten Weltkrieges hat aber ihre Einstellung zum Judentum verändert. Welche Rolle spielten in Ihrem Elternhaus die Religion und jüdische Traditionen?

Meine Eltern stammten aus religiösen Familien, aber sie selber haben nach dem Krieg nicht nach den jüdischen Religionsgesetzen gelebt. Da die Nachbarn in den zwei Wohnblocks in der Waldschmidtstraße jüdisch waren, war die Atmosphäre dort von den jüdischen Traditionen geprägt. Zu Pessach wurde bei niemandem Brot gegessen, also auch bei uns nicht. Alle Kinder im Haus bekamen neue Kleider, also wurden auch ich und meine Schwestern zum Pessachfest neu eingekleidet. Koscher wurde bei meinen Eltern nicht gegessen, aber Schweinefleisch nie gekauft. Solange ich zu Hause wohnte, habe ich z.B. keinen Schinken gegessen, aber als ich nach dem Abitur auszog, habe ich überhaupt keine religiösen Regeln eingehalten. Die religiösen Werte des Judentums haben mich damals nicht interessiert. Für mich war Judentum die Identifikation mit der jüdischen Leidensgeschichte und den Opfern, dazu brauchte ich keine religiösen Gebote.

Sie haben aber an den Begegnungen in Jugendzentren teilgenommen, die von den Jüdischen Gemeinden eingerichtet wurden und Sie haben dort die jüdische Geschichte und Traditionen kennengelernt. Konnten Sie sich damals mit dieser fremden, vergangenen Welt identifizieren?

In den jüdischen Jugendzentren wurde viel über Israel gesprochen, es wurden hebräische Lieder und Tänze beigebracht und die Geschichte Israels eingehend behandelt. Beispielsweise wurde dort der israelische Unabhängigkeitstag, der in Israel ein nationaler Feiertag ist, mit Feiern und besonderen Aktivitäten begangen. Wir trugen weiße Blusen und blaue Röcke, zogen im Hof die israelische Fahne auf und sangen die israelische Nationalhymne, die Hatikwa. Israel lag mir am Herzen, aber doch nicht so, dass ich an Auswanderung gedacht hätte.

Der erste wichtige Wendepunkt in Ihrem Leben war das Studium der Pädagogik und Psychologie an der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt am Main. Die Studentenunruhen 1968 ließen Sie kritisch auf die deutsche Gesellschaft blicken und hatten Einfluss auf manche ihre zukünftigen Entscheidungen. Im Mai 1973 legten Sie im Fachbereich Erziehungswissenschaften Ihre Diplomprüfung in Pädagogik ab und bald begannen Sie Ihre Arbeit als Lehrerin in einer Berufsschule in Offenbach und Wiesbaden. Die Erfahrungen, die Sie dort sammelten, hatten einen enormen Einfluss auf Ihre künftige Entscheidung, Deutschland zu verlassen. Sie haben nämlich ein anderes Antlitz Deutschlands kennengelernt: die Welt der Beamten und Bürokraten, in der nur Vorschriften, Instruktionen und Prozeduren wichtig waren, „aber die Seelen der Schüler nicht gesehen wurden“. Sie haben auch eine Analogie zwischen dem Dienst eines Lehrers und dem eines Beamten zu Hitlerzeiten bemerkt. War es damals das Gefühl einer geistigen Ersti-

ckung, das Sie konsequenterweise dazu getrieben hat, nach Israel zu emigrieren?

Erst als ich selbst deutsche Beamtin war, fand ich eine Antwort auf die Frage, die mich so viele Jahre beschäftigt hat: „Wie kommt es, dass dieses nette und freundliche deutsche Volk zu einem bestialischen Völkermord fähig war?“ Als deutsche Studienrätin merkte ich, wie sehr man in einem dichten Netz von Erlassen und Verordnungen eingebunden ist. Das System muss funktionieren, die Menschen sind zweitrangig. In jener Zeit, begann ich mich mit den Verordnungen der Nationalsozialisten zu beschäftigen und begriff, dass man kein Antisemit gewesen sein musste, um an der Verfolgung der Juden mitzuwirken. Tadellose Beamte haben die furchtbaren Ideen der nationalsozialistischen Politiker in Gesetze und Verordnungen eingebunden und korrekt ausgeführt. Und nun erlebte ich in den 70-er Jahren, wie jede Verordnung, mochte sie noch so unsinnig sein, fraglos ausgeführt wurde. Ich gelangte zur Überzeugung, wenn wieder eine faschistische Partei an die Macht gelangen und menschenverachtende Gesetze erlassen würde, würden die Beamten sie fraglos ausführen, wie sie es schon immer getan haben. Diese Erkenntnis in Verbindung mit der Leidensgeschichte meiner Eltern bewog mich, nach Israel auszuwandern.

Sie hatten damals eine sichere Stelle einer Beamtin, die Sie aufgegeben hatten. Resultierte diese Entscheidung aus Emotionen oder reifte sie viele Jahre lang?

Es war ein langsamer Prozess und ich kann es gar nicht sagen, wann die Überlegung, nach Israel auszuwandern, mir zum ersten Mal kam. Aber als ich gekündigt hatte (die Kündigungsfrist betrug ein halbes Jahr), schrieb ich meine Erlebnisse in der Schule auf.

Sie sind im Jahre 1979 ausgereist und ein Jahr später erscheint bei Hoffmann und Campe Ihr Debütbuch „Dies ist nicht mein Land. Eine Jüdin verläßt die Bundesrepublik“. Wie wurde das Buch in Deutschland empfangen?

Es war ein unerwarteter Erfolg. Das Buch stand wochenlang auf der Spiegel-Bestseller-Liste. Ich begriff, dass ich irgendetwas ausgedrückt habe, das viele Menschen in Deutschland empfanden, aber dafür keine Worte gefunden hatten.

Nachdem Sie die israelische Staatsangehörigkeit erhalten hatten, verzichteten Sie auf die deutsche. In Ihrem Buch „Ich bin Israelin“ haben Sie geschrieben, Sie hätten ein gespaltenes Verhältnis zum deutschen Pass gehabt, weil zwischen ihm und Ihnen das Dritte Reich stehe. War es eine Art Manifestation Ihrer Abneigung gegen Deutschland, ein symbolischer Ausdruck Ihres Widerwillens gegen das Milieu, das Sie allergisch machte?

Für mich ist die Staatsangehörigkeit kein Stück Papier, das mir Rechte einräumt, sondern die Zugehörigkeit zu einem Volk und damit ein wichtiger Teil der Identität.

tät. Ich wollte auch formal nicht mehr eine Deutsche sein und deswegen habe ich die deutsche Staatsangehörigkeit zurückgegeben, sobald ich meine israelische erhielt.

Die Anfänge des neuen Lebens in Israel, die in Ihrem Buch „Ich bin Israelin. Erfahrungen in einem orientalischen Land“ beschrieben wurden, waren für Sie eine große Herausforderung: Das Zusammenstoßen mit einer neuen multikulturellen Gesellschaft und ein langwieriger Integrationsprozess im neuen Land verursachten, dass Sie alles von Neuem beginnen mussten, zumal Sie kein Hebräisch konnten und – wie Sie es selbst nennen – Sie mussten an der Sprachlosigkeit leiden. Was war für Sie am schwierigsten in den ersten Jahren in Israel?

Sprachlosigkeit tut im wahrsten Sinne des Wortes weh. Man kann nur das sagen, wofür man bereits die Worte kennt, und das ist herzlich wenig. Ansonsten sind die Gedanken eingeschlossen. Wir werden von den anderen danach beurteilt, wie wir uns ausdrücken, und in einem Kreis von sprechenden Menschen sitzt man wie ein stummer Fisch da und wird nicht gesehen und nicht beachtet. Jedenfalls ist es mir so gegangen. Vom Beruf war ich Lehrerin und das Handwerkszeug des Lehrers ist die Sprache. Und die fehlte mir nun. Deswegen habe ich das Angebot meines deutschen Verlegers, der zur Jerusalemer Buchmesse angereist kam und mir vorschlug zu schreiben, gerne angenommen und habe mich erst in Jerusalem zu einer deutschsprachigen Schriftstellerin entwickelt.

Nach Israel sind Sie noch als eine kämpferische Feministin gekommen, die von den Ideen der Frauenbewegung der 70er Jahre durchtränkt wurde. Hatte Jerusalem, mit seiner außergewöhnlichen Atmosphäre, einen Einfluss auf die Wende in Ihrem Leben gehabt? Haben Sie Ihren Blick auf den Feminismus und die gesellschaftliche Rolle der Frau revidiert, seitdem Sie in Israel leben oder bleiben Sie Ihren damaligen Ansichten treu?

Die Anfänge der Frauenbewegung in den siebziger Jahren waren sehr radikal. Die intellektuellen Frauen stellten alle Normen in Frage, strebten nach finanzieller Unabhängigkeit, sexueller Freiheit und sahen in dem traditionellen Familienbild eine Gängelung ihrer individuellen Bedürfnisse. Das führte zu einer hohen Scheidungsrate bzw. gründeten viele gebildete Frauen gar keine Familie mehr. Sie verzichteten entweder ganz auf Kinder oder entwickelten sich zu alleinerziehenden Müttern. Ich bin heute der Meinung, dass wir Regeln finden müssen, die für Mann und Frau gelten, und bei meinen Thorastudien bin ich auf ein Gebot gestoßen, das mich sehr fasziniert. Die Thora erlaubt den Geschlechtsverkehr zwischen den Eheleuten nicht jederzeit. Während der Menstruation und sieben Tage danach darf der Geschlechtsverkehr nicht ausgeführt werden, das bedeutet, der Erfüllung der Begierden wird eine Grenze gesetzt. Mir schwebt noch ein Buch vor, in dem ich das Zusammenleben von Mann und Frau nach den Geboten der Thora beschreibe.

Sie haben schon in Israel Ihren persönlichen Frieden mit Deutschland geschlossen und verstanden, dass es unmöglich ist, sich völlig von dem Land Ihrer Kindheit und Jugend zu distanzieren. Das, was Sie auf eine besondere Weise mit Deutschland verbindet, ist die deutsche Sprache. Dient Ihnen die deutsche Sprache als eine Art Brücke zwischen Israel und Deutschland?

Durch die deutsche Sprache ermögli­che ich es meinen Lesern, in eine Welt hinein­zublicken, die ihnen sonst verschlossen bleibt. Ich habe eine Buchreihe geschrieben „Das Judentum für Nichtjuden verständlich gemacht“ und nehme den Leser mit auf meine Spaziergänge durch Jerusalem, lasse ihn teilhaben an den Gesprächen, die ich führe und insbesondere an meinem Lernen der Thora. Der Erfolg der Bücher zeigt mir, dass es ein Publikum in Deutschland gibt, das sich für diese Gedanken­gänge interessiert. Für diese Menschen schreibe ich.

Schon in den ersten Jahren Ihres Lebens in Israel haben Sie beschlossen, die jüdische Religion besser kennenzulernen und nach den Geboten der Thora selbst zu leben. Das war für Sie eine Wende um 180 Grad: Das Studium der Thora, das Hebräischlernen, die neuen Traditionen und Gebräuche, die Sie sich von nun an zu eigen machen. Ihre eigenen Erfahrungen mit den Annäherungen an die jüdische Religion und Kultur haben Sie in einigen Büchern gesammelt, denen Sie einen gemeinsamen Untertitel verleihen: „Das Judentum für Nichtjuden verständlich gemacht“ und die Sie an deutschsprachige Leser richten. Für mich sind die Bücher nicht nur das Bild eines kulturell und ethnisch unterschiedlichen Landes, sondern vor allem der Ausdruck Ihrer Selbsterkenntnis. Ist die schriftstellerische Tätigkeit für Sie eine Art Auseinandersetzung mit Ihrer Identität?

Das mag sein, aber letzten Endes bin ich eine Lehrerin geblieben. Zwar unterrichtete ich nicht mehr in Schulen, aber durch meine Bücher unterrichtete ich die Leser.

Erlauben Sie, dass ich einige Sätze aus Ihrem Buch „Schabbat“ zitiere: „In Deutschland verstand ich Judentum als Schicksals- und Opfergemeinschaft, verbunden mit Entwurzelung, Verfolgung und Heimatlosigkeit“. Und weiter: „Jüdin sein bedeutete für mich, nicht zum deutschen Volk zu gehören, trotz der deutschen Staatsbürgerschaft ein Gefühl der Fremdheit mit mir herumzutragen, mich abzugrenzen von den Tätern, innerlich ein Opfer zu bleiben, ohne Opfer sein zu wollen. In dieser Ausgrenzung erschöpfte sich das Wissen um meine jüdische Herkunft“. Was bedeutet für Sie heute Jüdin zu sein?

Das Entdecken einer alten Kultur und Religion, die mir Kraft und einen Lebenssinn gibt. Durch das Lernen der Thora verbinde ich mich mit einer göttlichen Gegenwart. Gemeinsam mit meinem Sohn, Arie Rosen, haben wir im Jahre 2012 ein Programm für Schulen in der Bundesrepublik Deutschland entwickelt, das „Schabbat – Sonntag – Ruhetag“ heißt. Arie Rosen fährt nach Deutschland und

vermittelt den Schülern die Gedankenwelt des Judentums und weist sie auf ihre eigenen christlichen Wurzeln hin, die im Judentum gründen. Jesus und seine Jünger kamen aus der Welt der Thora und die Werte der abendländischen Kultur wurzeln im Judentum. Ich führe intensive Gespräche mit den Lehrern und in Seminaren beschäftigen wir uns mit der Theorie und praktischen Ausführung der jüdischen Religion.

Ihr Beruf ist also zu Ihrer Berufung geworden und Sie bekennen sich dazu, dem Schöpfer dafür dankbar zu sein, dass er Sie mit der Aufgabe betraut hatte, in Jerusalem zu leben und in Deutschland zu lehren. Sie führen Ihren Dialog mit dem deutschen Leser in Form von Autorenlesungen, Vorträgen in den deutschen Schulen und an den Universitäten. Woraus resultiert das erhöhte Interesse der Nicht-Juden in Deutschland an dem Judentum?

Ich glaube, in Deutschland herrscht ein materieller Überfluss und eine religiöse Dürre. Die Menschen merken, dass ein Mehr an Konsum nicht zu einem Mehr an Freude oder Glück führt. Sie sind auf der Suche nach spirituellen Anregungen. Ihre Beschäftigung mit dem Judentum ist gleichzeitig ihre Suche nach der eigenen christlichen Identität.

Ihre Bücher aus der Reihe „Das Judentum für Nichtjuden verständlich gemacht“ sind keine Lehrbücher über Judaismus, aber der Leser erfährt eine Unmenge von interessanten Informationen einfach über das Leben in Israel, dessen Kultur, Traditionen und die Gesellschaft, die sehr differenziert ist. Das, was mir besonders gefällt, ist Ihre Erzählweise – Sie versuchen dem Leser mit möglichst einfachen Worten das Bild Israels zu zeichnen, ohne ihn zu belehren und ohne eigene Lebensweise aufzuzwingen. Manche Ihrer Texte sind wundervolle Parabel.

Es freut mich, dass Sie es so sehen!

Zum Schluss noch ein Zitat aus Ihrem Buch „Schabbat“. Sie schreiben nämlich: „Israels Alltag ist eine Mischung aus moderner Lebensweise und alttestamentarischen Glaubensüberzeugungen“. Überall sieht man hier in Israel eine Konkurrenz zwischen Fortschritt und Tradition, zwischen dem Alltäglichen und dem Biblischen. Glauben Sie, dass die israelische Gesellschaft heutzutage in Richtung Orthodoxie oder in Richtung Säkularisierung zusteuert?

In der Dualität zwischen Orthodoxie und Säkularisierung liegt die Kraft des Judentums und Israels. Nach religiöser Definition ist Jude, wer von einer jüdischen Mutter geboren wurde, und bleibt Jude, auch wenn er an nichts glaubt und nichts weiß. Es existiert keine religiöse Instanz, die einen Juden vom Judentum ausschließen könnte. In Israel gibt es religiöse Parteien, die daran interessiert sind, religiöse Gebote in die allgemeine Gesetzgebung festzuschreiben. Manches Mal sind sie in der

Regierungskoalition, manches Mal nicht. Genauso wie in der jüdischen Geschichte niemals eine Kraft die andere verdrängen konnte, wird auch im politischen Leben Israels weder die Orthodoxie noch die Säkularisierung die alleine bestimmende Kraft sein, sondern beide werden immer miteinander ringen. Und das ist gut so.

Frau Fleischmann, ich danke Ihnen herzlich für das Gespräch!

Jerusalem, Israel, 2015